

Ist das „Problem der Außenwelt“ transzendental?

Bemerkungen zu Barry Strouds Beitrag

Stroud vertritt die These, daß die anglo-amerikanische Philosophie des 20. Jahrhunderts „bis zum Hals“ in Probleme verwickelt ist, die denjenigen „zumindest sehr ähnlich“ sind, die Kant als „transzendental“ bezeichnete (S. 205), und daß deren Lösung ein adäquates Verständnis der Tradition, in der sie entstanden voraussetzt (S. 227). Hatte in früheren Untersuchungen Strouds<sup>1</sup> Kant dabei nur den Hintergrund für die kritische Durchleuchtung neuerer Positionen gebildet, rückt er jetzt, kontrastiert mit Descartes und Moore, ins Zentrum. Gleichgeblieben ist die Orientierung am Idealismusproblem, sc. der Frage der „Realität der Außenwelt“. Darin folgt Stroud der neueren Diskussion um den Sinn transzendentaler Argumente. Doch ist es zumindest nicht selbstverständlich<sup>2</sup>, daß bzw. in welchem Sinne gerade dies Problem für transzendente Fragen im originären Sinne zentral ist. Ich möchte daher meinen Kommentar zum interpretativen Teil des Papiers, mit dem ich weitgehend übereinstimme, auf wenige Punkte beschränken (1) und mich danach seinen systematischen Implikationen zuwenden: nach einer Skizze des Sinns transzendentaler Fragen im allgemeinen, wie er sich mir darstellt (2), möchte ich die spezielle Fragestellung Strouds auf ihre Transzendentalität hin untersuchen (3).

1) Strouds generelle Abgrenzung der Positionen Moores, Descartes' und Kants scheint mir erhellend und einleuchtend. Aber ich zweifle, daß die entscheidende Differenz Kants gegenüber Descartes und Moore als Bestreitung einer von diesen vertretenen *direkten implikativen Beziehung* zwischen *Einzelaussagen* der Alltagserfahrung und *generellen Sätzen* der Philosophie zu bestimmen ist (vgl. S. 206 f., 217, 219, 223 f., 229). Die beiden sinnvollerweise zuzuschreibende Implikation erweist sich nämlich, vollständig expliziert, als direkte wechselseitige Ausschließung eines Satzes und seines kontradiktorischen Gegenteils:

[p]     (  $\exists$  x ) ( ich weiß, daß x unabhängig von mir existiert/real ist )

[ $\neg$ p] — (  $\exists$  x ) ( ich weiß, daß x unabhängig von mir existiert/real ist )<sup>3</sup>.

1 B. Stroud, „Transcendental Arguments“, *Journal of Philosophy* 65 (1968), p. 241 bis 256; ders.: „The Significance of Scepticism“, in: P. Bieri/R. P. Horstmann/L. Krüger (Eds.), *Transcendental Arguments and Science*, Dordrecht 1979, p. 277 bis 297.

2 G. Patzig, „Comment on Bennett“, in: Bieri/Horstmann/Krüger 1979, p. 71 f.

3 Vorausgesetzt sind die bekannten Prinzipien der Existenz-Generalisierbarkeit

Descartes und Moore vertreten die These:

[p] impliziert – [–p],

wobei Moore aus der (alltäglichen) Wahrheit des Antecedens auf die des Consequens, Descartes aus der (philosophisch begründeten) Falschheit des Consequens auf die des Antecedens schließt. Die *Implikation* kann Kant kaum anfechten. Ja, Stroud erwähnt selbst (S. 226) drei Möglichkeiten, das Idealismusproblem *allein* mit ihrer Hilfe zu formulieren. Der Dissens Kants liegt *nur* bei der Differenzierung der Termini (‚existiert unabhängig von mir‘, ‚ist real‘ o. ä.) und entsprechender Lesarten für die Sätze: im empirischen Sinne hält er mit Moore [p] für wahr, im transzendentalen mit Descartes [–p]. Von einer Kantischen Position her ergibt sich nur der Vorwurf des Aneinandervorbeiredens oder des Fehlschlusses durch Äquivokation. Doch trifft auf Moore letzteres sicher nicht zu und das erste zumindest nicht im fraglichen Sinne, denn sein Begriff des Äußeren (Realen o. ä.) sucht ja Kants Differenzierung bewußt zu unterlaufen. Und bei Descartes kann der Äquivokationsvorwurf allenfalls dahin gehen, daß er aus dem im transzendentalen Sinne verstandenen Satz [–p] skeptische Konsequenzen zieht, die sich aus ihm nur im empirischen Sinne ergeben könnten, wobei der Fehlschluß von der Quantifikationsform (Allsatz versus partikulärer Satz bzw. bejahter Existenzsatz) prinzipiell unabhängig ist.

Daß Stroud diese Form für entscheidend hält, hängt offenbar mit Kants Erklärung zusammen, Realität nur im allgemeinen sicherstellen zu wollen, nicht im Einzelfall, in dem cartesianische Zweifel angebracht bleiben (KdrV, B XLI, 278 f., Stroud S. 209 f., 224–225). Doch was heißt das? Kant geht es (das Wort „überhaupt“, *nicht*: „allgemein“, ist bezeichnend!) um die *prinzipielle* Realitätssicherung, die auch partikulär zu leisten ist (siehe Stroud S. 226). Zudem indiziert Kants Erklärung weniger eine Stärke als eine Schwäche seines Beweisversuchs. Stroud hat zu Recht bemerkt (S. 209), daß Kant über die Differenzierungskriterien für Täuschungen und reale Erfahrungen wenig sagt<sup>4</sup>. Aber kann man mit Recht behaupten (S. 210), diese Lücke falle nicht ins Gewicht? Die exemplarische (partikuläre) Begründung des „empirischen Realismus“, die vielen nicht nur (mit Stroud S. 226) als die nächstliegende, sondern (mit Moore) als

---

partikulärer Sätze und der wechselseitigen Transformierbarkeit von „Alle-nicht“ und „Nicht-eines“. Die Formulierung des Idealismusproblems verlangt (pace Quine) die Quantifikation in intensionale Kontexte. Der singuläre Terminus ‚ich‘ kann natürlich durch andere singuläre Termini oder eine weitere gebundene Variable ‚y‘ ersetzt werden, was einigen Formulierungen bei Stroud entspricht.

<sup>4</sup> Doch zumindest soviel, daß eine qualitative Differenzierung nach dem Muster der Humeschen „vividness“ zugunsten theoretischer Kohärenzprinzipien ausscheidet (vgl. KdrV, B 279, A 376). Insofern erscheint mir Strouds Vergleich mit der realen Applizierbarkeit von Prädikaten wie ‚grün geborener Mensch‘ (S. 213) irreführend.

einzig mögliche erscheint, setzt die Differenzierung voraus. Doch selbst wenn wir mit apriorischen Begründungen rechnen und (m. E. *contra factum*) annehmen, daß Kants Ableitung der Existenz unabhängiger räumlicher Gegenstände aus dem Selbstbewußtsein oder eine vergleichbare Ableitung<sup>5</sup> gelingt, bleibt die Lücke entscheidend. Wenn Selbstbewußtsein nur im Bezug auf äußere Gegenstände möglich ist (KdrV, B 275, vgl. B 292), darf es im Täuschungsfalle *nicht* auftreten, was aber offensichtlich nicht zutrifft<sup>6</sup>. Und wenn es zuträfe, könnte man immer noch, in Abwandlung eines früheren Einwands von Stroud (1968, p. 255), sagen, nur der *Glaube* an unabhängige Gegenstände sei abgeleitet, Täuschungen also weiterhin denkbar. Für eine gelungene Begründung ist die Bereitstellung konkreter Differenzierungskriterien eine Minimalbedingung.

Entscheidend allerdings ist das Verständnis des „empirischen“ und des „transzendentalen“ Sinns der Rede von „Unabhängigkeit“ (o. ä.). Da beide Termini offenbar interdefiniert sind, genügt die Aufklärung eines einzigen, für uns (weil es der *prima facie* fernerliegende ist) sinnvollerweise „transzendental“. Strouds ambivalente Haltung am Ende seines Papiers (S. 227) spiegelt unsere Schwierigkeiten: Kants Unterscheidung vermittelt den Eindruck der Unentbehrlichkeit zur Lösung des Idealismusproblems, stellt uns aber zugleich vor größte Verständnisprobleme. Zwei von ihnen hat Stroud benannt (S. 216 f.): den *Zirkularitätsverdacht* bei der Begründung des „transzendentalen Idealismus“ durch einen seinerseits von ihm abhängigen Begriff von „Erfahrung überhaupt“ und den Zweifel am *Sinn* der transzendentalen Verwendung offenbar rein empirischer Termini. Beide Probleme scheinen mir lösbar, wenngleich nicht in der Beschränkung auf das Idealismusproblem, sondern nur innerhalb eines umfassenderen Verständnisses vom Sinn transzendentaler Fragen.

2) „Transzendental“ nennt Kant (KdrV, B 25) die Erkenntnis, die sich „mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, insofern diese a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt“. Der Versuch, solche Erkenntnisse zu begründen, führt jedoch in das bekannte Dilemma: einerseits darf, wenn der erkenntnistheoretisch entscheidende Aprioritätsanspruch eingelöst werden soll, die Begründung nicht regressiv (wissenschaftstheoretisch o. ä.) sein, also nicht einfach bestimmte Erkenntnisformen als Bedingungen eines wissenschaftlich oder alltäglich vorgegebenen Begriffs von Erfahrung erweisen; andererseits muß der Erfahrungsbegriff gege-

5 J. Bennett, „Analytic Transcendental Arguments“, in: Bieri et al. 1979, p. 52 ff.

6 Eine indirekte Rückführung dieser Fälle auf objektive Erfahrung mit Hilfe von Kants Erklärung (KdrV, B 278, vgl. A 377), daß es sich dabei nur um die „Reproduktion ehemaliger äußerer Wahrnehmungen“ handelt, wäre natürlich eine *petitio*, denn es geht ja, wie jeder aufmerksame Student Humes weiß, gerade um die Bereitstellung von Kriterien dafür, ob eine Vorstellung eine „Reproduktion“ ist oder nicht.

ben sein, wenn der Aprioritätsnachweis darin liegen soll, daß jene Formen „Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung“ sind. Der drohende (von Kant selbst angesprochene, etwa B 765) Zirkel läßt sich vermeiden, wenn wir wie folgt interpretieren. Der Erfahrungsbegriff, der den Beweisgrund liefert, ist durch die als apriori zu erweisenden Formen definiert und daher erst zusammen mit diesem Nachweis zu gewinnen. Vorausgesetzt ist ein Vorbegriff, der schrittweise präzisiert, mit Alternativen verglichen und nötigenfalls modifiziert wird. Vier Schritte sind unterscheidbar:

- (1) deskriptive Charakterisierung des *Vorbegriffs*;
- (2) regressive Bestimmung seiner formalen *Möglichkeitsbedingungen* <sup>7</sup>;
- (3) Bestimmung denkbarer *Alternativen* und (falls innerhalb dieses erweiterten Rahmens wünschenswert) Revision des Vorbegriffs;
- (4) *Aprioritätsnachweis* durch Ausschluß aller Alternativen (bzw. durch Nachweis ihrer prinzipiellen Udenkbarkeit), gestützt auf einen Begriff von „Erfahrung überhaupt“, der im Zusammenhang mit dem Nachweis begründet wird.

Die kritischen Schritte sind (3) und (4). Gegen sie richtet sich wiederum ein grundsätzlicher Einwand. Nur im Kontrast zu denkbaren Alternativen stellt der Aprioritätsnachweis für bestimmte Formen eine erkenntnistheoretische Einsicht dar <sup>8</sup>; aber wenn unser Erkennen an sie gebunden ist, können andere Formen offenbar nicht von uns erkannt werden <sup>9</sup>. Ebenso macht die Rede von Alternativen nur Sinn, wenn diese einen gemeinsamen, neutralen Bezugspunkt haben, und ein solcher scheint Wesen, die auf eine bestimmte Alternative festgelegt sind, prinzipiell unzugänglich zu bleiben <sup>10</sup>. Aber auch dieser Einwand geht fehl. Zumindest trifft er nicht die Beweisversuche, in denen nicht die Gesamtheit, sondern nur Teile unserer Erfahrungsbedingungen zur Diskussion stehen, während andere Teile vorausgesetzt werden. Daß auch *fundierte* transzendente Fragen dieser Art transzendental im Sinne Kants sind, zeigen drei am Dualismus von „Anschauung“ und „Begriff“ orientierte Musterbeispiele:

- a) Vorausgesetzt werden anschauliche (raumzeitliche) und begriffliche Formen für Erfahrungen einer *elementaren* Art; gefragt wird nach der Apriorität bestimmter höherer „Verarbeitungsformen“.

Auf diese Stufe gehört die klassische Diskussion um die *Kausalität*: die Frage, ob das allgemeine Kausalprinzip apriori gültig (Kant) oder nur eine widerlegbare Forschungsmaxime (Hume) oder völlig ent-

---

7 Das Spezifikum gegenüber (1) ist der enthaltene „Formalisierungsschritt“, wobei die Grenzen zur „bloßen Deskription“ allerdings fließend sein können.

8 E. Schaper, „Arguing Transcendentally“, *Kant-Studien* 63 (1972), S. 109.

9 S. Körner, „The Impossibility of Transcendental Deductions“, *Monist* 51 (1967), p. 321.

10 So etwa R. Aschenberg („Über transzendente Argumente“, *Philosophisches Jahrbuch* 85, 1978, S. 343) implizit in der Kritik an Körner.

behrlich ist (Russell), setzt ebenso wie die Fragen der kausalen Konditionalität, Notwendigkeit oder Asymmetrie Einigkeit über die kausal zu relierenden Entitäten (Ereignisse) voraus; sie werden auf dieser Stufe nicht transzendental thematisch. Ähnliches gilt für Humes und Kants Behandlung des Begriffs der *Substanz*.

- b) Vorausgesetzt werden Wahrnehmungsphänomene *allein* als anschaulich (raumzeitlich) gegebene; ihre begriffliche Strukturierung ist (schon auf der elementaren Ebene) Gegenstand transzendentaler Fragen.

Musterbeispiele für relevante begriffliche Alternativen bieten die unterschiedlichen Gliederungen zugrundeliegender *Wahrnehmungskontinua*, wie sie von den Verfechtern der „sprachlichen Relativitätsthese“ (Weisgerber, Whorf u. a.) in vorliegenden Natursprachen aufgewiesen wurden<sup>11</sup>. Setzt man einen elementaren Qualitäten-Raum voraus, gilt Entsprechendes für die verschiedenen *Referenzsysteme*, die Quine bei der Einführung seiner These von der (behavioralen) „Unterbestimmtheit der Übersetzung“ erwähnt. Daß Aprioritätsbehauptungen in diesen Fällen *prima facie* wenig plausibel sind, beweist nichts gegen den Sinn transzendentaler Fragen auf dieser Ebene.

- c) Vorausgesetzt werden Wahrnehmungsphänomene *unabhängig* von ihrer Anschauungsform; die Apriorität von Raum und Zeit steht zur Debatte.

Daß dies zumindest für den *Raum* plausibel ist, zeigt Kants Eingehen auf die Möglichkeit eines auf den „inneren Sinn“ beschränkten Bewußtseins (z. B. KdrV, B 50 f., 291 f., A 99 ff.) und Strawsons Konstruktion einer reinen „Tonwelt“. Wahrnehmungsphänomene jenseits der *Zeit* sind problematischer; doch zumindest die philosophische Tradition hat mit der Möglichkeit eines zeitlosen Bewußtseins von (für uns) zeitlich erstreckten Prozessen gerechnet (z. B. Boethius: *Phil. Cons.* V, 6. Prosa), und ein momentanes Bewußtsein gleichzeitiger sinnlicher Mannigfaltigkeiten (z. B. eines Akkordes) gibt es offenbar für uns alle.

Da das Fundament allen gemeinsam ist, verlangt der Aprioritätsnachweis für eine bestimmte Alternative den Rekurs auf ein „drittes Prinzip“, wie es Kant für die begriffliche Seite (Kategorien) in der „transzendentalen Einheit der Apperzeption“ zu finden glaubte. Zweifelt man hieran, wird der Sinn nicht nur der fundierten, sondern der transzendentalen Fragen überhaupt zweifelhaft. Denn auch bei *radikalen* transzendentalen Fragen, die auf *indispensible* (und deshalb apriorische) Bedingungen aller

<sup>11</sup> De facto sind es die einzigen Fälle, in denen die Verfechter der These „begriffliche Relativität“ demonstrieren konnten (vgl. G. Seebaß, *Das Problem von Sprache und Denken*, Frankfurt 1981, Kap. VIII), doch bleibt eine Erweiterung ihres Beispielbereichs prinzipiell denkbar.

denkbaren Fundamente selbst abzielen, bleibt die Beweislage prinzipiell gleich. Um den Vergleich von Alternativen kommt man auch hier nicht herum, wenn die gesuchten Erkenntnisformen als invariante Bedingungen denkbarer Varianten bestimmt werden. Und wie ist der Aprioritätsbeweis über faktische Invarianzen hinaus zu leisten? „Tu-quoque-Argumente“ (Mittelstraß) reichen dazu nicht hin; sie bleiben faktisch-induktiv, mit Bezug auf den Gegenstand der erkenntnistheoretischen Reflexion, die gesuchten Erkenntnisformen, ebenso wie bezüglich der begrifflichen/sprachlichen Mittel dieser Reflexion selbst<sup>12</sup>. Wenn man am Aprioritätsanspruch transzendentaler Fragen festhalten will, braucht man ein „drittes Beweisprinzip“: wenn nicht Kants „transzendentes Selbstbewußtsein“, dann ein geeignetes Substitut.

3) Das Idealismusproblem ist transzendental, wenn es die Existenz unabhängiger Gegenstände im Raum als apriorische Bedingung unserer Erfahrung betrifft. Ob es Kant selbst so verstand, ist allerdings zweifelhaft, denn seine „Widerlegung des Idealismus“ gründet sich (erklärtermaßen, vgl. KdrV, B XL f., 278) auf das empirische Selbstbewußtsein, nicht auf das für Aprioritätsansprüche erforderliche transzendente. Doch unterstellen wir einmal eine Ableitung mit Objektivitäts- und Aprioritätsanspruch. Auch dann bleibt eine fundamentale Schwierigkeit. Kant demonstriert nur die Realität äußerer Erscheinungen, d. h. Realität im empirischen Sinn, und wenn dies die gesuchte Objektivitätsebene ist, wozu dann noch der Rekurs auf eine obskure transzendente?

Tatsächlich wäre die Distinktion sinnlos, wenn die „Widerlegung des Idealismus“ als Antwort auf eine radikale transzendente Frage verstanden würde, denn dann wäre eine „Realität jenseits der empirischen“ nicht einmal denkbar. Sinnvoll wird sie allein im Rahmen einer fundierten Frage. Als solche läßt sich das Idealismusproblem leicht auffassen: auf der Grundlage zeitlich-anschaulicher Phänomene wird zunächst nach der Notwendigkeit auch von räumlich-anschaulichen Phänomenen gefragt (siehe c) oben) und auf deren Basis anschließend nach der Notwendigkeit ihrer unabhängigen Existenz. Aber auch diese Interpretation bleibt noch auf der empirischen Ebene. Wenn die transzendente einsichtig werden soll, muß das Fundierungsverhältnis anders gefaßt werden. Kants Stellung zu Descartes liefert uns dazu den Schlüssel. Seine Differenzierung steht (wie Stroud deutlich gemacht hat, S. 222 ff.) in direktem Zusammenhang damit, daß er, anders als Moore, den cartesianischen Zweifel ernst nimmt, ihn also so konstruieren muß, daß er sinnvoll wird. Es ist jedoch klar, daß die Rede von „Täuschungen“ nur Sinn macht, wenn ein Maßstab der rich-

<sup>12</sup> Die Tatsache, daß wir uns derzeit keine anderen Mittel vorstellen können, kann ebenso eine Folge theoretischer Phantasielosigkeit sein wie (sagen wir) Newtons Unfähigkeit zur Antizipation Einsteins oder unsere Unfähigkeit zum Entwurf einer „transeinsteinianischen“ Physik.

tigen (täuschungsfreien) Erkenntnis gegeben ist, im Normalfall ein ausgezeichnete, unangezweifelter Teilbereich unserer Wahrnehmung. Wird der Täuschungsverdacht generell, entsteht eine theoretische Lücke, die nur dadurch zu schließen ist, daß man den menschlichen Erkenntnisapparat denkbaren anderen gegenüberstellt und sie insgesamt auf eine zugrundeliegende „transzendente Welt“ bezieht. Diese kann nur als Fundament der auf den menschlichen Apparat speziell bezogenen transzendentalen Frage aufgefaßt werden. Dabei stellen sich allerdings zugleich zwei kritische Fragen:

- (A) Kann man fundierte transzendente Fragen stellen, wenn Fundament und Alternativen nur hypothetisch (KdrV, B 310: „problematisch“) sind?
- (B) Kann man sich überhaupt mit Hilfe des speziellen menschlichen (empirischen) Erkenntnisapparats auf eine außerhalb seiner gelegene (transzendente) Welt beziehen, sei sie auch nur gedacht?

Beginnen wir mit Frage (B). Sie entspricht dem von Stroud geäußerten Sinnlosigkeitsverdacht, und dieser Verdacht wird zwingend, wenn man das verifikationistische Sinnkriterium zugrunde legt, von dem Stroud vermutet (S. 228 f., vgl. 1968 p. 255 f.), es „spiele dieselbe antiskeptische Rolle“ wie Kants „transzendentaler Idealismus“. Bindet sich Kant etwa selbst an ein solches Kriterium? Tatsächlich spricht er gelegentlich (etwa KdrV, B 299, 308, 311, 333) von der „Sinnlosigkeit“ „transzendentaler“ Verwendungen unserer Erkenntnisprinzipien. Doch betrifft das nur das „Erkennen“, nicht das „bloße Denken“ transzendentaler Objekte, das Kant natürlich auch zulassen muß, wenn er an seiner Unterscheidung und durch sie am Sinn des cartesianischen Zweifels festhalten will. Der Verifikationismus ist damit unvereinbar. Aber mir scheint, daß wir uns hier getrost an Kant halten können, denn das verifikationistische Sinnkriterium ist zumindest für die natürlichen Sprachen unhaltbar (Seebaß 1981, S. 431 ff.) und bedürfte als Satz, dessen erkenntnistheoretische Implikationen wesentlich stärker sind als die Grundsätze, die Kant transzendental zu begründen suchte, sicher keiner weniger starken Begründung (Stroud S. 229). Einstweilen jedenfalls zwingt uns nichts, Frage B zu verneinen.

Bleibt Frage (A). Ihre Verneinung würde genügen, um die transzendente Interpretation des Idealismusproblems endgültig scheitern zu lassen. Sie zu bejahen scheint mir weniger leicht als bei B, aber man könnte immerhin folgendes zugunsten Kants vorbringen. Er braucht die transzendente Ebene als Korrelat (vgl. KdrV, B 45, A 250) zur empirischen nur, um die Aprioritätsbehauptung für bestimmte Erkenntnisformen nicht pointenlos werden zu lassen<sup>13</sup>. Dafür genügt ihre hypothetische

<sup>13</sup> Auch die erklärte erkenntniskritische Zielsetzung Kants ist davon abhängig. Es

(„problematische“) Annahme. Realität braucht er und will er ihr (trotz der gelegentlichen Rede von „Dingen an sich“ als „Ursachen“ und anderer Stellen, die auf die sog. „doppelte Affektionslehre“ hindeuten) nicht zugestehen. Entsprechendes gilt für die zu unterstellenden Erkenntnis-Alternativen. Die transzendente Frage bleibt sinnvoll, weil sie nicht im Rekurs auf die „transzendente Welt“ und die Alternativen selbst, sondern nur im Rekurs auf ein „drittes Beweisprinzip“ zu beantworten ist, das für Kant keinen hypothetischen Charakter hat, sc. die „transzendente Einheit der Apperzeption“<sup>14</sup>. Auch Frage A muß nicht notwendig verneint werden.

Mein Ergebnis ist also dies. Man kann das Idealismusproblem als transzendente Frage im Kantischen Sinne auffassen und so konstruieren, daß die Distinktion empirisch/transzendental unentbehrlich wird. Notwendig wird das aber nur auf dem Hintergrund cartesianischer Skepsis. Glaubt man (mit der philosophischen Hauptströmung unseres Jahrhunderts) an ihr vorbeizukommen, gibt es immer noch eine sehr einfache und auch für den Anti-Cartesianer verständliche Möglichkeit, das Idealismusproblem transzendental zu verstehen, sc. als fundierte Frage nach der Notwendigkeit unabhängiger räumlicher Gegenstände, ausgehend von der gegebenen Raumzeitlichkeit unserer Wahrnehmung. Bis zur Einsicht in diese theoretischen Möglichkeiten kann man den von Stroud (und anderen) eingeschlagenen Weg ohne Bedenken verfolgen. Eine von ihnen positiv zu vertreten scheint mir dagegen mehr als zweifelhaft. Für das transzendente Verständnis speziell des Idealismusproblems ist nicht einmal Kant ein verlässlicher Zeuge. Und eine positive Einlösungsmöglichkeit für Aprioritätsansprüche ist erst recht nicht in Sicht. Weder Kants (nicht-transzendente) „Widerlegung des Idealismus“ noch seine (transzendente) Begründung der Apriorität seiner Kategorien und Grundsätze kann als gelungen gelten, letztere vor allem deshalb nicht, weil ein „transzendentes Selbstbewußtsein“ eben nicht weniger hypothetisch erscheint als ein „transzendentes Objekt“. Mit ihm fällt jedoch das für transzendente Fragen erforderliche „dritte Begründungsprinzip“, und ein plausibles Substitut ist nicht erkennbar. Der Gedanke jedenfalls, einzelne, für „unhintergebar“ gehaltene Teile der formalen Logik oder der Umgangssprache (gar noch gebunden an eine verifikationistische Semantik) ließen sich einfach an seine Stelle setzen, wäre naiv.

---

gibt diverse Stellen (etwa KdrV, A 250, B 310 f., 342 f., 344), die zeigen, daß es Kant bei der Einführung der transzendentalen Ebene ausschließlich auf die Kontrastfunktion ankommt.

14 Man könnte unabhängig von Kant hinzufügen: auch wir müssen von hypothetischen Unterstellungen Gebrauch machen, wenn wir uns für die prinzipielle (wenn auch zur Zeit für uns uneinsehbare) Möglichkeit einer „transeinsteinianischen“ Physik oder eine wesentlich von unserer unterschiedene Logik und Sprache offenhalten.